

Andreas Wirsching

Kronzeuge des deutschen „Sonderwegs“?

Heinrich Manns Roman „Der Untertan“ (1914)

Am 13. August 1914 musste der Vorabdruck von Heinrich Manns Roman „Der Untertan“ in der Zeitschrift „Zeit im Bild“ abgebrochen werden. Erst als nach dem Ersten Weltkrieg die Zensur in Deutschland aufgehoben wurde, konnte der Roman im November 1918 vollständig erscheinen. Schon bis Ende des Jahres avancierte das Buch zum Verkaufsschlager, was auch der jüngere Bruder Thomas aufmerksam notierte¹. Binnen kurzem wurden mehr als 100 000 Exemplare verkauft. Die literarische Kritik dagegen urteilte mehr als zwiespältig. Von Beginn an schieden sich die Geister an dem kulturellen und literarischen Wert des Romans, und wie kaum ein anderes Werk erfuhr „Der Untertan“ Bewunderung und Verachtung zugleich. Eindeutig war allein der Eindruck, den der Protagonist Diederich Heßling beim Publikum hinterließ: ein „weiches Kind“, das früh gelernt hat, nach oben zu buckeln und nach unten zu treten; ein Mann, der, skrupellos und feige zugleich, nur das Ziel verfolgt, an eben jener kaiserstaatlichen Macht teilzuhaben, die er doch selbst fürchtet wie nichts anderes auf der Welt; ein opportunistischer Gewaltmensch, der, wenn der eigene Vorteil es gebietet, keinen Augenblick zögert, die Existenz seines Nächsten zu vernichten; ein korrupter Schauspieler schließlich, der um seiner prestigeträchtigen Rolle willen jede authentische Gefühlsregung unterdrückt und damit auch jegliche zwischenmenschliche Beziehung zunichtemacht. Skurrilität, Gewalt und Bigotterie kennzeichnen den Weg dieses abstoßenden Romancharakters.

Schon mehrfach ist Diederich Heßling auch zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft geworden, freilich meist en passant und ohne dass sie Klarheit in das widersprüchliche Bild der Rezeption gebracht hätte. Vielmehr reproduzierte die historiographische Debatte die konträren literarischen Einschätzungen. Je nach Standort fungierte „Der Untertan“ auf unterschiedliche Weise als Kronzeuge in der kontroversen Diskussion um das Kaiserreich. „Kein Historiker“, so meinte Hans-Ulrich Wehler 1973, könne den deutschen militanten Vorkriegsnationalismus „so eindringlich beschreiben, wie das Heinrich Mann im ‚Untertan‘ getan hat“². Dagegen kritisierte Thomas Nipperdey eben diese Tendenz Wehlers, das Kaiserreich „in den dunkelsten Farben“ zu zeichnen. Man könne das ganze Werk „als einen großen, gelehrten, den Autor rechtfertigenden Kommentar zu Heinrich Manns ‚Untertan‘ lesen, so freilich, daß die von Mann gewählte literarische Form der Satire dem Kommentar unversehens zur Wirklichkeit gerät“³. Für Nipperdey blieb Manns Werk eine große „bitter karikierende Anklage gegen das obrigkeitsgefügte Deutschland“⁴,

¹ Thomas Mann, Tagebücher 1918–1921, hrsg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt a. M. 1979, S. 114 (23. 12. 1918).

² Hans-Ulrich Wehler, Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918, Göttingen 1980, S. 93.

³ Thomas Nipperdey, Wehlers „Kaiserreich“. Eine kritische Auseinandersetzung (1975), in: Ders., Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte, Göttingen 1976, S. 360–389, hier S. 364.

⁴ Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. I: Arbeitswelt und Bürgergeist, München 1990, S. 787. Siehe auch Ders., War die Wilhelminische Gesellschaft eine Untertanen-Gesellschaft? (1985), in: Ders., Nachdenken über die deutsche Geschichte, München 1986, S. 172–185, hier v. a. S. 172f.

nicht aber ein auch nur halbwegs verlässliches Abbild der Wirklichkeit. Andere Historiker wie Dieter Düding hielten dagegen nicht die „Authentizität der Fakten“ für das wichtigste Kriterium. Entscheidend sei vielmehr, „ob der Autor dem Geist der Wilhelminischen Ära nahegekommen ist“. Und eben dieses sei Heinrich Mann zumindest bei der Darstellung des hurrapatriotischen und militaristischen Geistes der Kriegervereine überzeugend gelungen⁵. Klaus Hildebrand schließlich hielt es für eine „unstrittige Tatsache, daß das wilhelminische Deutschland keineswegs mit der Karikatur identisch gewesen ist, die Heinrich Mann in seinem Roman ‚Der Untertan‘ von ihm gezeichnet hat“⁶.

Nun rührt die Frage, inwieweit „Der Untertan“ als bloße Satire bzw. Karikatur zu begreifen sei, an eine alte literaturwissenschaftliche Diskussion, die sogleich nach der Erstveröffentlichung kontrovers geführt und auch niemals schlüssig beendet wurde. Zu viele Schichten offenbart Heinrich Manns Roman, als dass er auf eine bestimmte Gattung – sei es Satire, Entwicklungs- oder politischer Epochenroman – festzulegen wäre. Und offenkundig hängt das Urteil in nicht geringem Maße vom Standpunkt des Beobachters ab; mehr noch, die Debatte zeigt, wie tief der Autor in den innersten Kern des deutschen historisch-kulturellen Selbstverständnisses vorstieß. Man konnte den „Untertan“ bewundern oder hassen – gleichgültig ließ und lässt er keinen seiner Leser.

Im Folgenden ist nicht beabsichtigt, die literaturwissenschaftliche Diskussion um eine weitere Deutungsvariante zu bereichern. Vielmehr ist es das Ziel, Heinrich Manns „Untertan“ systematischer, als dies bislang geschehen ist, auf das Paradigma des deutschen „Sonderwegs“ hin zu befragen. Nach einer Inhaltsanalyse (I.) wird in einem zweiten Schritt die Rezeption des Werkes in den Kontext der deutschen politischen Kultur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts gestellt (II.). Darüber noch einen Schritt hinausgehend, wird abschließend die These vertreten, dass der „Untertan“ ein spezifisches Merkmal unterstreicht, das den Weg der Deutschen in die Moderne säumte und sich als theatralische Ligatur von Skurrilität und Gewalt bezeichnen lässt (III.).

I.

Sechs Motive der „Sonderwegs“-Debatte, wie sie in den 1970er und 1980er Jahren geführt wurde⁷, lassen sich für unsere Zwecke resümieren:

1. die These von der sogenannten „Feudalisierung“ des wilhelminischen Bürgertums;
2. damit korrespondierend die Überwältigung des klassischen Liberalismus und der Erinnerung an die Revolution von 1848;

⁵ Dieter Düding, Die Kriegervereine im wilhelminischen Reich und ihr Beitrag zur Militarisierung der deutschen Gesellschaft, in: Jost Dülffer/Karl Holl (Hrsg.), Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890–1914, Göttingen 1986, S. 99–121, hier S. 115.

⁶ Klaus Hildebrand, Das vergangene Reich. Deutsche Außenpolitik von Bismarck bis Hitler, Stuttgart 1995, S. 251. Die ausführlichste Interpretation, in der literaturwissenschaftliche und historische Fragestellungen integriert werden, bei Reinhard Alter, Die bereinigte Moderne. Heinrich Manns „Untertan“ und politische Publizistik in der Kontinuität der deutschen Geschichte zwischen Kaiserreich und Drittem Reich, Tübingen 1995.

⁷ Vgl. hierzu u. a.: Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität? Kolloquien des Instituts für Zeitgeschichte München, München/Wien 1982; Geoff Eley, Deutscher Sonderweg und englisches Vorbild, in: David Blackbourn/Geoff Eley, Mythen deutscher Geschichtsschreibung. Die gescheiterte bürgerliche Revolution von 1848, Frankfurt a. M. u. a. 1980, S. 7–70; Helga Grebing, Der „deutsche Sonderweg“ in Europa 1806–1945. Eine Kritik, Stuttgart 1986.

3. die Ungleichzeitigkeit zwischen dem Machterhalt „vormoderner“ aristokratisch-militärischer Eliten und der stürmischen Industrialisierung und Modernisierung der deutschen Gesellschaft zwischen 1890 und 1914;
4. die autoritäre, am preußischen Obrigkeitsstaat ausgerichtete Verfassungsstruktur des Kaiserreiches, die antipluralistisch wirkte und das Kaisertum übermäßig stark in den Mittelpunkt symbolischer Politik rückte;
5. das Streben nach sozialer und politischer Integration durch ideologische Disziplinierung und militante Ausgrenzung der „Reichsfeinde“;
6. schließlich, gleichsam als Quintessenz des Vorigen, die Betonung des reinen Machtstaatsgedankens gegenüber der zivilen Fortentwicklung von Staat und Gesellschaft – mit fatalen Folgen für die innere Verfasstheit wie für die äußere Stellung des Reiches in Europa.

Gemessen am Modellkonstrukt eines westlichen „Normalwegs“, ergäben diese Entwicklungsmomente zusammengekommen eine signifikante Abweichung des deutschen Weges in die industrielle Moderne, die auch maßgebliche Verantwortung für den verhängnisvollen Marsch der Deutschen in den Nationalsozialismus trüge. Am Beispiel des Lebenslaufs des Diederich Heßling seien sie im Folgenden diskutiert.

1. Dass es in der Geschichte des Kaiserreiches zu einer sozialgeschichtlich fassbaren „Feudalisierung“ des Bürgertums gekommen wäre, ist eine ältere These, die inzwischen als widerlegt gelten darf⁸. Für die wilhelminische Bourgeoisie lassen sich weder Tendenzen zu einem strategischen Konnubium mit der Aristokratie noch eine direkte Übernahme adliger Lebensformen nachweisen. Auch für Diederich Heßling gilt dies. Stets reproduziert er in seinem Verhalten die bestehende Hierarchie. Und auch jeder Gedanke an eine Einheit in die lokale Aristokratie liegt außerhalb des Spektrums seiner Möglichkeiten. Allein seine jüngere Schwester Emmi „schafft“ es zur flüchtigen – und sitzen gelassenen – Geliebten eines adligen Leutnants. Und an eine aristokratisch-grundherrliche Lebensweise ist für Diederich, dessen wirtschaftliche Existenz als kleiner Fabrikbesitzer anfangs ja keineswegs langfristig gesichert erscheint, ohnehin nicht zu denken. Typisch sind für ihn vielmehr die rein strategische, fiskalisch begründete Gattenwahl und der soziale Aufstieg durch den intrigant eingefädelten Einkauf in eine größere Fabrik. Als „Generaldirektor Doktor Heßling“ erklimmt er gegen Ende des Romans den Status eines modernen Eigentümer-Managers, der ihn einerseits gegenüber der väterlichen Aufstiegskarriere, andererseits aber auch nach wie vor gegenüber der sozialen Elite des Reiches abgrenzt.

Im Mikrokosmos der Kleinstadt Netzig repräsentiert Diederich damit beispielhaft die soziale Ausdifferenzierung des modernen Bürgertums im Kaiserreich. Tatsächlich fällt auch der genuin bürgerliche Charakter des Milieus ins Auge, in dem Diederich gesellschaftlich verkehrt. Pfarrer und (pensionierter) Gymnasialprofessor, Arzt und Apotheker, ein bürgerlicher Major im Ruhestand und ein jüdischer Assessor sind die wichtigsten Personen, mit denen der Protagonist zu tun hat. In seinem sozialen Habitus aber bleibt Diederich auf Adel und Militär fixiert, und zwar im exakt umgekehrten Sinne zu seinen Möglichkeiten. So bringt er für seinen „Einjährigen“ und damit für die Voraussetzung für den Königlich Preussischen Reserveoffizier nicht das nötige Durchhaltevermögen auf: Allzu gerne würde Diederich dabei bleiben, besitzt er doch den „soldatischen Geist freudiger

⁸ Siehe jetzt z. B. Gunilla Budde, *Blütezeit des Bürgertums. Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, Darmstadt 2009, S. 125–128.

Unterwerfung“⁹; allein, für den Übergewichtigen ist der militärische Dienst zu mühsam. Nur ein zwar vorgetäuschter, aber umso segensreicherer Schmerz im Fuß, der durch persönliche Beziehungen dem Oberstabsarzt kommuniziert werden kann, bewahrt Diederich vor Schlimmerem.

Als Ersatz für das Militär dient die studentische Korporation, die Neuteutonia. Sie stellt das Exerzierfeld zur Verfügung, das die Militäraristokratie im realen Leben dem Bürgerlichen voraus hat. Diederich liebt „das Privileg, bei festlichen Anlässen in hohen Stiefeln, mit Band und Mütze aufzutreten, den Genuß der Uniform!“ (39). Begegnet er aber unverhofft einem wirklichen adligen Offizier, so beginnt Diederich sogleich, „kleine eifrige Verbeugungen zu vollführen“ (42). Der tatsächliche Kontakt mit Leutnant Albrecht Graf Tauern-Bärenheim und seinem Freund wird zum Höhepunkt für die ganze Korporation. Begeistert reichen die Neuteutonen die Karten der beiden Edelleute unter sich herum und befestigen sie schließlich am Bild Wilhelms II. Die Funktion der beiden als Objekt bürgerlicher Ehrfurcht wie Sehnsucht zugleich wird hier mehr als deutlich. Sie entspringt der freiwilligen Selbstidentifikation des Bürgers mit der Kaste des Militäradels, die sich durch hybride Selbstsicherheit und einen schroffen, latent aggressiven Habitus auszeichnet.

Dieser Mechanismus der bürgerlichen Selbstidentifikation gelangt freilich niemals ans Ziel. Die Identifikation kann nicht gelingen, weil die angestrebte Rolle nicht die authentische ist. Am Ende des Romans bringt dies Heinrich Mann noch einmal in zugespitzter Weise zum Ausdruck. Bei der feierlichen Einweihung des Kaiserdenkmals kommt Diederich zwar die Ehre zu, die Festrede halten zu dürfen. Gleichwohl läuft er Gefahr, trotz des Tragens seiner vollen Montur im Gerangel um die Ehrenplätze zu kurz zu kommen. Rüde wird er vom Polizisten zurückgewiesen. „Sein Kronenorden vierter Klasse, seine schwarz-weiß-rote Schärpe und die Rede, die er vorzeigte, retteten ihn gerade noch, konnten aber keineswegs, weder vor der Welt noch vor ihm selbst, als vollwertiger Ersatz gelten für die Uniform. Sie, die einzige wirkliche Ehre, gebrach ihm nun einmal, und Diederich mußte auch hier wieder bemerken, daß man ohne Uniform, trotz sonstiger Erstklassigkeit, doch mit schlechtem Gewissen durchs Leben ging.“ (462) Die unüberwindliche Distanz, die zwischen dem bürgerlichen Generaldirektor und den gleichfalls anwesenden, schnittig uniformierten Flügeladjutanten und Divisionsgeneralen bestehen bleibt, tritt hier noch einmal nachhaltig ins Bewusstsein. Wie zuvor auch überbrückt sie der Protagonist durch schrankenlose Bewunderung: „Diederich lachte wollüstig. „Da ist überhaupt keiner dabei, der nicht ein echter Aristokrat ist, darauf kannst du Gift nehmen. Wenn ich dir sage, ein Flügeladjutant seiner Majestät ist hier! [...] Persönlich hier!““ (463)

Wenngleich sich also keine Feudalisierung Heßlings im sozialen Sinne vollzieht, so doch im Sinne einer soziokulturellen Fixierung auf den Militäradel. Den „ideologischen Ausgleich zwischen Bürgertum und Militärmonarchie“ bildete für Eckart Kehr das Institut des Königlich Preußischen Reserveoffiziers¹⁰. Diederich, für den der Reserveoffizier unerreichbar bleibt, vollzieht diesen Ausgleich in Form einer ebenso skurrilen wie devoten

⁹ Heinrich Mann, *Der Untertan*. Mit einem Nachwort und Materialienanhang von Peter-Paul Schneider (Heinrich Mann: Studienausgabe in Einzelbänden), Frankfurt a.M. 1991, S.50f. (Seitenzahlen dieser Ausgabe künftig im Text).

¹⁰ Eckart Kehr, *Zur Genesis des Königlich Preußischen Reserveoffiziers* (1928), in: Ders., *Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. und eingeleitet von Hans-Ulrich Wehler, Frankfurt a.M./Berlin 21970, S.53–63, hier S.62.

Mimikry: Neben den neuteutonischen Uniformersatz tritt die Anverwandlung an den Kaiser durch das Wort und durch den Schnurrbart¹¹.

2. Freilich, solange es ihm opportun erscheint, vergisst Diederich Heßling niemals zu betonen, „daß ich natürlich auch liberal bin“ (129; auch 124 u. 145). Tatsächlich erscheint dies zunächst geboten in der Kleinstadt Netzig, in der zu Beginn der 1890er Jahre noch die Freisinnigen dominieren. Hier ist die Tradition der 48er-Revolution noch lebendig; sie verkörpert sich im „alten Buck“, dem hochangesehenen, liberal-demokratischen Veteranen der Revolution, dem Freunde Herweghs. Über den ganzen Roman hinweg avancieren Buck und das von ihm vertretene liberal-humanistische Prinzip zum eigentlichen Gegenspieler Diederichs. Zwar waren der alte Buck und Heßlings Vater befreundet. Aber der generationelle Bruch in der politischen Kultur des Kaiserreiches, der Bruch zwischen der Welt der Väter und der Welt der Wilhelminer, wird sinnfällig in Charakter und Aktivität der Söhne. Während sich Diederich daran macht, die Liberalen zu verdrängen und Netzig für die „nationale Sache“ zu erobern, bringt Bucks Sohn Wolfgang für den politischen Kampf keine Kraft mehr auf. Er flieht nach Berlin und wird zum Schauspieler. Diederich unterdessen überzieht den Vater mit seinem politischen Expansionismus, wobei sich heimliche Verehrung und hasserfüllte Gegnerschaft noch eine Weile die Waage halten. „In der Verehrung des alten Buck sind wir aufgezogen worden. Der große Mann von Netzig! Im Jahre achtundvierzig zum Tode verurteilt!‘ ‚Das ist aber auch ein historisches Verdienst, sagte dein Vater immer!‘, so erinnert ihn die Mutter. ‚Verdienst?‘, schrie Diederich. ‚Wenn ich nur weiß, einer ist gegen die Regierung, ist er für mich schon erledigt. Und Hochverrat soll ein Verdienst sein?‘ Und er stürzte sich, vor den erstaunten Frauen, in die Politik. Diese alten Demokraten, die noch immer das Regiment führten, waren nachgerade die Schmach von Netzig! Schlapp, unpatriotisch, mit der Regierung zerfallen! Ein Hohn für den Zeitgeist!“ (108f.)

Als Diederich am nächsten Tag beim alten Buck seinen Antrittsbesuch abstattet, beteuert er allerdings zunächst unter ehrerbietigen Verbeugungen und „beglückt lächelnd“: „Ich bin selbstverständlich durchaus liberal.“ (115) Das anschließende längere Gespräch gerät gleichwohl zum Abgesang auf den klassischen Liberalismus und das freiheitliche Deutschland. „Gott sei Dank“, so lässt Diederich vernehmen, sei das deutsche Volk heute eben „nicht mehr das Volk der Denker und Dichter, es strebt modernen und praktischen Zielen zu“ (119). Damit ist der Grundtenor der künftigen politischen Verhältnisse in Netzig angestimmt. Stück für Stück, Zug um Zug und mit allen Mitteln politischer Intrige wird Diederich den „alten Buck“ in die Defensive drängen und am Ende bezwingen. Noch auf dem Sterbebett erkennt Buck den Widersacher und erschrickt buchstäblich zu Tode – man meint, er habe den „Teufel“ gesehen (478).

Das Verhältnis zwischen Diederich und dem alten Buck bildet den zunächst schleichen- den, am Ende rapiden Wandel des deutschen Liberalismus im 19. Jahrhundert ab. Obwohl Diederich einem liberalen Milieu entstammt, zu dem er sich bei Bedarf anfangs auch bekennt, ist er im Kern längst kein Liberaler mehr. Er steht damit stellvertretend für die allmähliche Hinwendung des größeren Teils der deutschen Liberalen zunächst zur „Realpolitik“, später auch zu einer Form nationaler Ideologie, die dazu tendierte, die Macht vor

¹¹ Siehe insgesamt zur Parallelität zwischen Wilhelm II. und Diederich Heßling Hartmut Eggert, Das persönliche Regiment. Zur Quellen- und Entstehungsgeschichte von Heinrich Manns „Untertan“, in: Neophilologus 55 (1971), S. 298–316.

das Recht zu setzen¹². Im Kaiserreich war dann – so sah es auch Friedrich Naumann – etwas „ganz Neues“ in die Welt gesetzt worden: „das militärische Kaisertum, in dem der Machttrieb des Hohenzollernstaates sich mit dem Machttrieb des Nationalgedankens einete, eine Neubildung, die einen ganz neuen Zeitabschnitt einleitete“¹³. Indem Naumanns „Zeitgenosse“ Diederich Heßling mit jeder Faser seines Wesens an diesem „Machttrieb“ teilhat, entfernt er sich von den Prinzipien des klassischen Liberalismus.

3. Naumann freilich wies darauf hin, dass die Nation stets auch demokratische Tendenzen in sich trage – und hing damit einem älteren, „fortschrittlichen“ Nationalismus an. Aber der Nationalgedanke litt im Kaiserreich an der Ungleichzeitigkeit zwischen dem übermäßigen Machterhalt traditioneller aristokratisch-militärischer Eliten einerseits und der stürmisch-dynamischen Entwicklung der Nation andererseits: in Wirtschaft und Industrie, Wissenschaft und Kultur. Von jeher wurde eben diese Ungleichzeitigkeit als ein Spezifikum des deutschen „Sonderwegs“ betrachtet. Auch Heinrich Mann hat sie in seinem historisch-politischen Kommentar zum „Untertan“ hervorgehoben: „Die absolutistischen Klassen waren nicht, wie anderswo, als politische Macht beseitigt, bevor neue Mächte sich durchsetzten. Der Adel und das Heer erwiesen sich als lebendig genug, um alles, was vordrängte, umzubiegen und sich nutzbar zu machen.“¹⁴ Tatsächlich begegnet auch in der exemplarischen Welt von Netzig eine entsprechende Struktur. Der wichtigste Repräsentant der staatlichen Macht ist kein Bürger. Es ist nicht etwa der seiner selbst unsichere, zwischen Ehefrau und Schwiegermutter eingeklemmte, ewig lavierende Bürgermeister Doktor Scheffelweis als das Haupt der städtischen Selbstverwaltung. Der wichtigste Amtsträger in der Stadt ist vielmehr der Königliche Regierungspräsident von Wolckow. Eigentlich wirkt Wolckow mit seinen junkerlichen Markenzeichen – großer Bart, „furchtbare Baßstimme“ (240) und „der Geruch gewalttätiger Männlichkeit“ (233) – sozial deplatziert in der aufstrebenden bürgerlich-liberalen Gesellschaft Netzigs: dort, wo die Fortschrittlichen die Fabrikarbeiter am Gewinn beteiligen, die Errichtung eines Säuglingsheims vorbereiten und zugleich gegen behördliche Machtwillkür protestieren. Gelegentlich sogar „verstiegen sich die Herren dazu, für das Bürgertum, das tatsächlich alle Leistungen liefere, auch die Führung im Staat zu verlangen“ (146). Dementsprechend ist Wolckow für den liberal-demokratischen Buck der „Feind, der uns hier in die Stadt gesetzt worden ist“ (120).

Für Heßling freilich wird der Vertreter preußisch-königlicher Macht zum wichtigsten Referenzpunkt seines Handelns. Allein von Wolckow kann er die ersehnten Auszeichnungen erhalten, allein über Wolckow führt der Weg zur Gnade des Kaisers. Um Anerkennung durch die Staatsmacht zu gewinnen, ist Diederich auch bereit, sich von eben dieser Macht demütigen zu lassen. Als Schlüsselszene fungiert die verunglückte Audienz Diederichs bei Wolckow in dessen privatem Arbeitszimmer. Nachdem er minutenlang ignoriert worden ist und sich lediglich der aufdringlich-gefährlichen Dogge des am Schreibtisch sitzenden und Zigarre rauchenden Hausherrn zu erwehren hat, regt sich in Diederich ein

¹² Zur Genese dieser Entwicklung vgl. Harald Biermann, *Ideologie statt Realpolitik. Kleindeutsche Liberale und auswärtige Politik vor der Reichsgründung*, Düsseldorf 2006.

¹³ Friedrich Naumann, *Demokratie und Kaisertum* (1900), in: Ders., *Werke*, Bd. II: *Schriften zur Verfassungspolitik*, S. 1–351, hier S. 255.

¹⁴ Heinrich Mann, *Kaiserreich und Republik* (1919), in: Ders., *Essays*, Hamburg 1960, S. 392–433, hier S. 399.

kurzes Gefühl authentischen Selbstbewusstseins und Widerstands: „Gemeines Vieh!“ dachte Diederich – und plötzlich wallte es auf in ihm. Empörung und der dicke Qualm verschlugen ihm den Atem, er dachte, mit unterdrücktem Keuchen: ‚Wer bin ich, daß ich mir das muß bieten lassen? Mein letzter Maschinenschmierer läßt sich das von mir nicht bieten. Ich bin Doktor. Ich bin Stadtverordneter! Dieser ungebildete Flegel hat mich nötiger als ich ihn! [...] Und wer bezahlt die frechen Hungerleider? Wir!‘ Gesinnung und Gefühl, alles stürzte in Diederichs Brust auf einmal zusammen, und aus den Trümmern schlug wild die Lohe des Hasses. ‚Menschenskinder! Säbelraßler! Hochnäsiges Pack! ... Wenn wir mal Schluß machen mit der ganzen Bande –!‘ Die Fäuste ballten sich ihm von selbst, in einem Anfall stummer Raserei sah er alles niedergeworfen, zerstoben: die Herren des Staates, Heer, Beamtentum, alle Machtverbände und sie selbst, die Macht!“

Aber die Sekunde der Auflehnung verfliegt rasch. Denn „da knurrte der Wulckowsche Hund, unter dem Präsidenten hervor aber kam ein donnerndes Geräusch, ein lang hinrollendes Geknatter – und Diederich erschrak tief. Er verstand nicht, was dies für ein Anfall gewesen war. Das Gebäude der Ordnung, wieder aufgerichtet in seiner Brust, zitterte nur noch leise. Der Herr Regierungspräsident hatte wichtige Staatsgeschäfte. Man wartete eben, bis er einen bemerkte; dann bekundete man gute Gesinnung und sorgte für gute Geschäfte ... ‚Na Doktorchen?‘ sagte Herr von Wulckow und drehte seinen Sessel herum [...]“ (330f.). Solche Form herablassender Zuwendung genügt Diederich, um die erfahrende Demütigung geradezu masochistisch in einen Lustgewinn umzuwandeln und die bestehende Hierarchie erneut zu reproduzieren. Stellvertretend für das wilhelminische Bürgertum, das ja eigentlich die modernen Instrumente des gesellschaftlichen Fortschritts in den Händen hält, repetiert Heßling immer wieder diese habituelle Kapitulation vor der skurrilen Karikatur der königlich-preußischen Staatsmacht. Sie ist das wichtigste Grundmotiv des Romans. Diederichs „schönster Lohn“ ist es, wenn seine kaisertreue Haltung in der Berliner Presse erscheint und der „Lokal-Anzeiger“ seinen „schlicht bürgerlichen Namen vor die Allerhöchsten Augen selbst gebracht hat“ (332).

4. Dieser regelmäßig evozierten, autoritären, am preußischen Obrigkeitsstaat ausgerichteten Verfassungsstruktur entspricht die antipluralistische Tendenz des Kaiserreiches. Sie ist im „Untertan“ regelmäßig zu fassen und repräsentiert eine Tendenz, die gemeinhin als eine der historischen „Vorbelastungen des deutschen Parlamentarismus“ (Ernst Fraenkel) betrachtet wird. Diese Tendenz lässt sich als ein tiefes Misstrauen begreifen, das große Teile der deutschen Eliten ganz grundsätzlich gegen den Interessenpluralismus der modernen industriellen Massengesellschaft hegten. Gegen die Angst vor dem politischen Zerbrennen von Volk und Staat durch innere Konflikte, seien sie sozialer oder weltanschaulicher, landsmannschaftlicher oder konfessioneller Art, half dann allein die Vorstellung eines starken Staates: Repräsentiert in der Monarchie, fungierte er als der „überparteiliche“ Sachwalter des Allgemeinwohls, das er gegen jede Form des gesellschaftlichen Partikularismus zu schützen hatte.

Diederich Heßling repräsentiert diese Tendenz in vollem Umfang. Sein Denken und Handeln ist von extremer Komplexitätsreduktion gekennzeichnet, so wenn er sich selbst und seine Umwelt in radikal binären Strukturen interpretiert: Kaiser und Untertan, Mann und Weib, Feinde und Freunde etc. In der Gegenüberstellung des „demokratischen Mischmasch, an den die absterbende Generation noch glaube“ und des Kaisers, jene „persönlichste Persönlichkeit“ (126), wird dieses Denken zur autoritär-nationalistischen Ideologie. „Die politischen Parteien waren alter Trödel, wie seine Majestät selbst gesagt hatte. ‚Ich

kenne nur zwei Parteien, die für mich und die wider mich', hatte er gesagt, und so war es.“ (130) Dementsprechend rückte das Kaisertum Wilhelms II. übermäßig stark in den Mittelpunkt symbolischer Politik. Der binären Reduktion der Wirklichkeit entspricht die Sehnsucht nach Zugehörigkeit. Das Einswerden mit seinem Monarchen gerät für Diederich daher nicht nur zur Erfüllung seiner persönlichen Ambitionen, sondern eben auch zur Auslöschung des Individuell-Partikularen zugunsten einer höheren Einheit.

5. Diese Aufhebung des Einzelnen im höheren Kollektiv der Staatsmacht korrespondierte mit der ideologischen Disziplinierung und militanten Ausgrenzung der „Reichsfeinde“. Konkret richtete sie sich gegen Sozialdemokraten und in steigendem Maße auch gegen Juden. Diederichs Verhältnis zu den Sozialdemokraten ist ambivalent. So oft es angemessen erscheint, tituliert er die Sozialdemokraten als „Feinde“. „Die Sozialdemokratie betrachte ich übrigens als meinen Feind, denn sie ist der Feind des Kaisers“, so deklamiert Diederich schon als Student (80). Und als Fabrikbesitzer warnt er die Belegschaft vor jedem Verkehr mit sozialdemokratischen Kreisen. „Denn für mich ist jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend mit dem Feind meines Betriebes und Vaterlandfeind.“ (106f.) All das hält ihn freilich nicht davon ab, mit seinem Maschinenmeister Napoleon Fischer, einem führenden Vertreter der lokalen Sozialdemokratie, konkrete Abmachungen zu treffen. Zwar hasst er ihn, aber zugleich braucht er ihn. Dies geht bis zum geheimen taktischen Einvernehmen, sei es im Geschäftlichen, sei es im Politischen. Am Ende wird Napoleon Fischer mit Diederichs geheimer Hilfe Reichstagsabgeordneter. Die Angst des wilhelminischen Bürgertums vor der Organisationsmacht der Arbeiterschaft, die sich letztlich auch aus seinem Angewiesensein auf die Arbeiter speist, tritt bei Diederich mithin mehr als einmal hervor.

Neben die Feindschaft gegen die Sozialdemokratie tritt der Antisemitismus. Es ist bekannt, dass der Antisemitismus während der wilhelminischen Zeit lauter, aggressiver und vor allem auch salonfähiger wurde als zuvor. Und in Netzig ist der vorläufige Gipfel der politischen Polarisierung erreicht, als der liberale Fabrikbesitzer Lauer, Bucks Schwiegersohn, davon spricht, die „herrschende Kaste“ habe den anderen Leuten nichts voraus. Sie seien ja ebenfalls „verjudet“, die deutschen Fürstenhäuser einbegriffen (146f.). Lauer wird diese Bemerkung bitter büßen müssen. Er wird wegen Majestätsbeleidigung angezeigt. Für Heßling markiert der Prozess, in dem er als Hauptbelastungszeuge auftritt, den Beginn seines politisch-sozialen Aufstiegs in Netzig, für Lauer dagegen, der zu einer Haftstrafe verurteilt wird, die Vernichtung seiner bürgerlichen Existenz.

Die treibende Kraft hinter dem Prozess ist im Übrigen Assessor Jadassohn, der jüdische Mitarbeiter der Staatsanwaltschaft. Jadassohn ist eine der witzigsten und zugleich gelungensten Figuren des Romans. In zugespitzt-paradoxe Weise ist er im Grunde ein Vertreter des jüdischen Selbsthasses. Jedem Ansatz in seiner Umgebung, der ihm selbst sein Jüdischsein zuschreiben möchte, begegnet er durch massive Überkompensation. Je schneidig-nationaler sein Auftreten, desto geringer die Gefahr, als jüdisch wahrgenommen zu werden: „Ich bin der Königliche Assessor Doktor Jadassohn und stehe auf Wunsch zur Verfügung.“ (171) Die ambivalente Position des deutschen assimilierten Judentums wird hier von Heinrich Mann besonders feinsinnig gezeichnet: Denn all seine Schneidigkeit nützt Jadassohn zunächst nichts. Im Urteil seiner Umwelt kann er seinem Jüdischsein nicht entfliehen; sein allzu schneidiges Auftreten bewirkt vielmehr das Gegenteil und gilt als Übereifer. „Sehen Sie“, so erklärt der seriöse, liberale Landgerichtsrat Doktor Fritzsche, „das ist eben der Grund, weshalb wir mit den jüdischen Herren nicht gern zusammen arbeiten. [...]“

Sachliche Bedenken verschmähst sein Radikalismus.“ ‚Sein jüdischer Radikalismus‘, ergänzte Diederich.“ (180f.)

Jadassohns strukturelle Inferiorität wird symbolhaft verkörpert in seinen überdimensionierten Ohren, die im Eifer des Gefechts bisweilen auch rot glühen. Dies unterstreicht und karikiert zugleich die Bedeutung körperlich codierter Symbole im Kaiserreich. Der – möglichst schneidige – männliche Körper muss dem kulturell hegemonialen nationalen Anspruch entsprechen. „Wirklich national empfinden“, so denkt sich Diederich, kann man „mit solchen Ohren“ nicht (171f.). Erst als Jadassohn diskret nach Paris zu einer kosmetischen Operation reist – um „meine äußere Erscheinung in Einklang zu bringen mit meinen nationalen Überzeugungen“ (423) – ist seine gesellschaftlich-politische Rolle in Netzig gesichert. Nach seiner Rückkehr wird er, nunmehr mit kleineren Ohren, zum Staatsanwalt befördert. „Der Erfolg und das Bewußtsein, einwandfrei dazustehen, hatten ihn sogar Mäßigung gelehrt.“ (441) Mit Diederich versteht er sich fortan prächtig.

6. Alle genannten Strukturmerkmale können mit Fug und Recht als Elemente der Sonderwegthese gelten. Sie kulminieren überdies in Heßlings sich allmählich radikalisierender Sprache, die den vielfach beobachteten wilhelminischen Trend zum Radikalnationalismus widerspiegelt. Anfangs noch umfassen von dem eher naiv-komischen Wunsch, es dem Kaiser gleichzutun, eignet er sich je länger desto mehr aggressive sozialdarwinistische, rassistische und sozialeugenische Versatzstücke an. Ewigen Frieden, das wollte Diederich nicht, das war nicht sein Traum. „Dagegen wollte er eine spartanische Zucht der Rasse. Blödsinnige und Sittlichkeitsverbrecher waren durch einen chirurgischen Eingriff an der Fortpflanzung zu verhindern.“ (385) Die Familie des alten Buck denunziert er als „erblich belastet, denn die Familie weist Anzeichen einer schon ziemlich weit vorgeschrittenen Degeneration auf“ (452). Dem entsprechen die äußeren Feindbilder: England muss „unbedingt zerschmettert“ werden (443), Frankreich als der Hort des zersetzenden Demokratismus ist ohnehin der „Erbfeind“.

Seinen dramatischen Höhepunkt erfährt all dies in der Rede, die Diederich Heßling – inzwischen zum Stadtverordneten gewählt – zur Einweihung des von ihm betriebenen Kaiser-Wilhelm-Denkmal hält. Sie gerät zur Ode an die Macht, voll hohler Rhetorik und zugleich gefährlich aggressiver Feindkonstruktionen. Hier ist nun die Rede von dem „Platz an der Sonne“, der Rolle des Ozeans, „denn das Weltgeschäft ist heute das Hauptgeschäft“ (466). Unter der Führung des Kaisers, dessen „unvergleichliche Persönlichkeit“ stark genug ist, „daß wir allesamt uns efeuartig an ihr emporranken dürfen“, sind die deutschen Bürger aus ihrem Schlummer erwacht. „In staunender Weise ertüchtigt, voll hoher sittlicher Kraft zu positiver Betätigung, und in unserer furchtbaren Wehr, der Schrecken aller Feinde, die uns neidisch umdrohen, so sind wir die Elite unter den Nationen und bezeichnen eine zum ersten Male erreichte Höhe germanischer Herrenkultur, die bestimmt niemals und von niemandem, er sei wer er sei, wird überboten werden können.“ (466f.) Und dem äußeren Feind entsprach der innere: „Aus dem Lande des Erbfeindes“, schrie Diederich, „wälzt sich immer wieder die Schlammflut der Demokratie her, und nur deutsche Mannhaftigkeit und deutscher Idealismus sind der Damm, der sich ihr entgegenstellt. Die vaterlandslosen Feinde der göttlichen Weltordnung aber, die unsere staatliche Ordnung untergraben wollen, die sind auszurotten bis auf den letzten Stumpf.“ (470)

Vordergründig könnte es so scheinen, als gelinge Diederich hier – unter dem wohlgefälligen Nicken des eigens angereisten Oberpräsidenten – sein gesellschaftliches Meisterstück. Aber die Szenerie symbolisiert zugleich die unübersteigbaren Grenzen, unter denen

sich Diederichs Aufstieg vollzieht. Selbst im Triumph bleibt er abhängig vom letzten Glied in der Kette königlich-preußischer Machtentfaltung: dem örtlichen Schutzpolizisten. Es ist der Schutzmann, der Diederich gönnerhaft auf den richtigen Zeitpunkt seines Einsatzes hinweist („Na, nu kommse man ran“, S. 465). Und es ist der Schutzmann, der ihm am Ende, im Chaos des anhebenden Unwetters, den Orden im Vorbeilaufen geradezu hinwirft („Da hamse 'n Willemsorden“, S. 472). Zu diesem Zeitpunkt hat Diederich längst unter dem Rednerpult Zuflucht vor dem Platzregen gesucht. Er, der sich das mit den Augen „Blitzen“ des Kaisers systematisch angeeignet hat und als Waffe im kontroversen Gespräch regelmäßig einsetzt, ist nun mit den realen Blitzen des Sturmgewitters konfrontiert. Durch die Gewalt der Naturkräfte wird Diederichs imitatives Verhalten endgültig seiner Nichtigkeit und Haltlosigkeit überführt.

II.

Niemanden wird es überraschen, dass zahlreiche Deutsche diesen Spiegel, der ihnen von Heinrich Mann vorgehalten wurde, als bössartigen Zerrspiegel von sich wiesen. Sie mochten es mit dem völkischen Stichwortgeber Adolf Bartels halten, der den „Untertan“ als eine „freche Karikatur deutschen Lebens“ bezeichnete und damit zustimmend im „Völkischen Beobachter“ zitiert wurde. „Ein Deutschland, wie es hier mit Böswilligkeit und Rohheit, ohne Ernst und Würde geschildert wird, hat es nicht gegeben“, lautete das selbstgewisse Urteil der „Illustrierten Geschichte der deutschen Literatur“ im Jahre 1931¹⁵. Den Gegnern galt das Buch daher als ein Zeugnis des bloßen Ressentiments, entstanden aus blankem, unproduktivem Hass. Aus ihrer Sicht untermauerte der Roman den zweifelhaften Ruf Heinrich Manns als flacher „Zivilisationsliterat“, als der er schon aufgrund seiner früheren Werke „Im Schlaraffenland“ und „Professor Unrat“ denunziert worden war.

Anderen freilich enthüllten Protagonist und Handlung des Romans eine „prophetische“ Gabe¹⁶. „Es spricht für den genialen Weitblick des Künstlers“, so urteilte Kurt Tucholsky, „daß nichts, aber auch nichts, was in diesem Buche steht, so übertrieben ist, wie seine Feinde es gern wahrhaben möchten. Man hat mir von rechts her immer wieder, wenn ich das Buch als Anatomie-Atlas des Reichs rühmte, entgegengehalten: ‚Das gibt es nicht – das kann es nicht geben! Karikatur! Parodie! Satire! Pamphlet!‘ Und ich sage: bescheidene Photographie. Es ist in Wahrheit schlimmer, es ist viel schlimmer.“¹⁷

Tatsächlich lässt sich nicht bestreiten, dass zahlreiche Phänomene des „Untertan“ durch andere Quellen sowie durch die moderne Forschung bestätigt werden. Dies gilt insbesondere für die neuere Erkenntnis, dass der völkisch durchsetzte Radikationalismus der wilhelminischen Zeit nicht etwa das Resultat einer Manipulation „von oben“ zum Zwecke der Herrschaftsstabilisierung war – wie es Wehler noch 1973 suggerierte¹⁸. Vielmehr erfolgte in der wilhelminischen Ära eine zunehmende Polarisierung zwischen traditionell-

¹⁵ Beide Zitate nach Renate Werner (Hrsg.), Heinrich Mann. Texte zu seiner Wirkungsgeschichte in Deutschland, Tübingen 1977, S. 91.

¹⁶ Paul Block, Buch des Propheten. Heinrich Manns Roman „Der Untertan“, in: Berliner Tagblatt, 14. 12. 1918, hier zit. nach ebenda, S. 96–100.

¹⁷ Kurt Tucholsky, Mit Rute und Peitsche durch Preußen-Deutschland (1927), in: Ders., Gesamtausgabe. Texte und Briefe, hrsg. von Antje Bonitz u. a., Bd. 9: Texte 1927, Reinbek bei Hamburg 1998, S. 462–469, hier S. 465.

¹⁸ Wehler, Kaiserreich, S. 109f.

konservativer Honoratiorenpolitik und den bürgerlich-mittelständischen Anhängern der „neuen Rechten“, die auf Partizipation und Veränderung drängten. Diederich Heßling ist gerade in seinem ambivalenten Verhältnis zum Regierungspräsidenten von Wulckow ein sprechendes Beispiel dieser Tendenz. Dem traditionellen konservativen Politikmodell stellte sich die „Selbstmobilisierung“ der „neuen“ Rechten entgegen¹⁹. Im Ergebnis entstand ein explosives Gemisch, eine spezifische Form „faschistischer Potentiale“. Innerhalb eines dichter werdenden Kommunikationsnetzes agierten zum einen konservative Anhänger einer auf die Massen rekurrierenden „Sammlungspolitik“, bei denen auch die „manipulative“ Absicht wirksam blieb. Ihnen zur Seite standen zum anderen jene „politischen Makler“, die wie die Alldeutschen um Heinrich Claß und Alfred Hugenberg die politisch-ideologische Mobilisierung der Massen zu ihrem Beruf gemacht hatten. Als dritte Gruppe sind schließlich diejenigen überwiegend kleinbürgerlichen Intellektuellen zu nennen, deren politische Sozialisation sich unabhängig von der traditionellen Rechten vollzogen hatte. Ihren Anhang fanden sie in den miteinander „verzahnten“ Milieus des politischen Antisemitismus und der Vielzahl mittelständischer Organisationen²⁰. Diederich Heßling verkörpert diesen Trend zur „Selbstmobilisierung“ geradezu paradigmatisch. Indem er sich beständig selbst antreibt, hat er aktiv teil an dem Spektrum unterschiedlicher nationalistischer Wirkkräfte, in dem sich mehrere Einflusslinien überschneiden.

Überdies lassen sich in der von Diederich exemplarisch vorgeführten „Selbstmobilisierung“ des radikalnationalen Bürgertums zentrale Kontinuitäten der deutschen Geschichte vermuten. Diederichs entscheidende Antriebskraft ist das Streben nach Teilhabe an der Macht vermittelt kaiserlicher Gnade. Dieses Streben greift funktional ineinander mit der symbolischen Repräsentation des mythisch überhöhten Wilhelm II., des Kaisers und Königs „von Gottes Gnaden“. Mit Blick auf die politischen Eliten des Kaiserreiches hat John C. G. Röhl dieses Ineinandergreifen im Anschluss an Norbert Elias als „Königsmechanismus“ bezeichnet: Sie alle waren dazu „verdammte, um die Gunst der ‚Allerhöchsten Person‘ zu werben“²¹. Der „Untertan“ beschreibt eindringlich, wie dieser Mechanismus sich in breiteren sozialen Segmenten und lokalen Eliten reproduzierte und damit zu einer kollektiven Antriebskraft der wilhelminischen Gesellschaft insgesamt wurde. Die Funktion aber, die der Wilhelm-Mythos für Diederichs Antrieb hat, füllte für die nachfolgende Generation der Hitler-Mythos aus. „Dem Führer entgegenarbeiten“ – diese Mentalität, die Ian Kershaw mit guten Gründen zu einem wichtigen Interpretament des NS-Regimes gemacht hat, besaß Wurzeln, die tief in die Zeit vor 1933 zurückreichten.

Nun wird man sich vor allzu raschen Kurzschlüssen der Kontinuität hüten müssen; das Argument, man möge den Untiefen des „Untertans“ nicht noch das Jahr 1933 hinzufügen, wiegt schwer. Es gleicht im Übrigen dem generellen Vorbehalt gegenüber der Sonderwegthese, diese tendiere in ihrer Fixierung auf 1933 zu einem deterministischen Geschichtsbild, ja zur negativen Teleologie. Dessen ungeachtet sagt die wütende Ablehnung, auf die

¹⁹ Siehe Geoff Eley, *Reshaping the German Right. Radical Nationalism and Political Change after Bismarck*, New Haven/Conn. 1980, passim; sowie die Diskussion von Wolfgang Mock, „Manipulation von oben“ oder Selbstorganisation an der Basis? Einige neuere Ansätze in der englischen Historiographie zur Geschichte des deutschen Kaiserreiches, in: *Historische Zeitschrift* 232 (1981), S. 358–375.

²⁰ Vgl. Geoff Eley, *Konservative und radikale Nationalisten in Deutschland: Die Schaffung faschistischer Potentiale 1912–1928*, in: Ders., *Wilhelminismus, Nationalismus, Faschismus. Zur historischen Kontinuität in Deutschland*, Münster 1991, S. 209–248.

²¹ John C. G. Röhl, *Kaiser Wilhelm, Großherzog Friedrich I. und der „Königsmechanismus“ im Kaiserreich*, in: *Historische Zeitschrift* 236 (1983), S. 539–577, hier S. 556.

Heinrich Manns Roman stieß, einiges aus über die Kontinuitäten der politischen Kultur der Deutschen zwischen 1919 und 1933. Dazu gehörte insbesondere die Auffassung, wer so „aus dem Rinnstein“ schimpfe, richte sich selbst. Und wenn derselbe Rezensent 1919 den „Untertan“ mit den „beizenden Absonderungen einer Gartenkröte“ verglich, so verriet dies bekannte Methoden. All die hasserfüllte Kritik, die Heinrich Mann – dem auch die *„Perspektive jenes nützlichen Gartentierchens“* unterstellt wurde²² – für seinen Roman einsteckte, war tief im nationalkulturellen Deutungskrieg der deutschen Bildungsbürger verwurzelt.

Und keineswegs stand Mann allein in dieser Frontstellung. Man denke etwa an Georg Gottfried Gervinus und seine schneidende Kritik an der Bismarckschen Reichsgründung. „Wir werden in Bahnen gerissen“, so schrieb er im Mai 1867, „die uns nicht, die der ganzen Zeit nicht anstehen. Was sollen wir in diesem Jahrhundert mit einer höchst überspannten Erneuerung der Militärstaaten des 17.-18. Jh.? Das war nicht die Mission dieses Jahrhunderts, u. am wenigsten dieses Deutschlands.“²³ Für die fernere Zukunft befürchtete Gervinus eine große europäische Katastrophe, in deren Verlauf „der Boden der Geschichte [...] zu einer neuen Bestellung“ aufgefurcht werde²⁴. Mit der Gründung des neuen Deutschen Reiches schließlich sah er die föderalen und demokratischen Prinzipien seiner Geschichtsauffassung zerstört, dem Militarismus ein fatales Übergewicht zugestanden und zugleich große Gefahren auf Deutschland zukommen²⁵.

Den kulturellen Hegemonieträgern allerdings erschien Gervinus mit dieser Einstellung bloß noch als doktrinärer Alt-Liberaler, und als er am 18. März 1871, kurz nach der Reichsgründung, starb, bestimmte dieser Eindruck auch den Ton seiner Nachrufe. Für Heinrich Rückert war es zum Beispiel schwer begreiflich, wie ein so bedeutendes Gelehrtenleben mit einer „so schrillen Dissonanz“ schließen konnte. In jedem Fall sei die „schwerste Anklage“, die Gervinus seit Mitte der 1860er Jahre gegen sein Volk gerichtet habe, „auf das Haupt des Anklägers selbst zurückgefallen“. Ein „großartiges Leben“ sei am Ende „durch einen mindestens unzureichenden Schluß“, wenn nicht verdorben, so doch geschädigt worden²⁶. Am schärfsten freilich urteilte niemand anders als Heinrich von Treitschke: Gervinus, so Treitschke im Jahre 1894, habe sich „immer tiefer [...] in sein erhabenes sittliches Ich [gesponnen] und gelangte zu einer doktrinären Unfehlbarkeit, die in einer Zeit weltverwandelnder Geschehnisse zuletzt notwendig durch eine tragische Demütigung gezüchtigt werden mußte“²⁷. Diederich Heßling hätte – wenn er denn historisch interessiert gewesen wäre – diesem Urteil aus vollem Herzen zugestimmt.

Ein anderes Beispiel ist Ludwig Quidde. Materiell unabhängig, hatte er im Kaiserreich aufgrund seiner prononciert linksliberalen Haltung und der Kritik, mit der er die borusische Historiographie überzog, eine zunehmend exponierte Stellung eingenommen. Und 1894, als er seine satirische, auf Wilhelm II. gemünzte Schrift „Caligula. Eine Studie über römischen Caesarenwahnsinn“ veröffentlichte, verfiel er unmittelbar der akademischen

²² Karl Strecker, Thomas und Heinrich Mann. Ein Vergleich nach ihren beiden letzten Werken, in: *Tägliche Rundschau*, 15./16. April 1919, in: Werner (Hrsg.), *Heinrich Mann*, S. 105.

²³ Gervinus an J. F. Minnsen, 6. 5. 1867, in: Jonathan F. Wagner, *Gervinus über die Einigung Deutschlands. Briefe aus den Jahren 1866–70*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 121 (1973), S. 371–392, hier S. 382.

²⁴ Gervinus an Ewald, 28. 4. 1867, in: Ebenda, S. 380.

²⁵ Siehe v. a. Georg Gottfried Gervinus, *Denkschrift zum Frieden. An das Preußische Königshaus*, in: *Hinterlassene Schriften*, hrsg. von Victorie Gervinus, Wien 1872, S. 3–32.

²⁶ Heinrich Rückert, G. G. Gervinus, in: *Deutsche Revue der Gegenwart*, N. F., 2 (1871), S. 1–25, hier S. 1–3.

²⁷ Heinrich von Treitschke, *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*, Bd. 5 (1894), Leipzig 1927, S. 409.

Ächtung und büßte jegliche Chancen auf eine akademische Karriere ein. Mehr noch: Kurz darauf, im Jahre 1896, als Diederich Heßling das Kaiserdenkmal vorbereitet, bezeichnete Quidde die Bestrebungen, eine Gedenkmedaille für „Wilhelm den Großen“ zu prägen, als „Lächerlichkeit und politische Unverschämtheit“. Dies trug ihm eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung und eine dreimonatige Haftstrafe ein²⁸.

Eckart Kehr schließlich, der Historiograph des Preußischen Reserveoffiziers, erfuhr in der Weimarer Republik die mehr oder minder geballte Zurückweisung des universitären Establishments. Seine in Königsberg geplante Habilitation scheiterte. Hans Rothfels, der sie ablehnte, erhielt dabei die unzweideutige Unterstützung von Gerhard Ritter. Ritter schrieb: „Dieser Herr sollte sich, scheint mir, lieber gleich in Rußland als in Königsberg habilitieren. Denn da gehört er natürlich hin: einer der für unsere Historie ganz gefährlichen ‚Edelbolschewisten‘.“²⁹

Diese Beispiele, denen viele weitere hinzuzufügen wären, offenbaren eine Kontinuität der Diffamierung. Jene, die sich dem zwischen 1880 und 1933 etablierten nationalistisch-hegemonialen Konsens verweigerten, bezahlten dafür allzu häufig mit ihrer Reputation. Der tiefere Grund hierfür lag in der Konstruktion eines kritikresistenten Bildes vom Kaiserreich, in dem die Synthese von Macht, Nation und Geist zur Vollkommenheit gebracht worden zu sein schien. Dem aufmerksamen Beobachter blieb freilich nicht verborgen, dass sich die Gewichte zunehmend von der Kultur auf den Machtgedanken verlagerten. Auch Diederich Heßling brüstet sich damit: „Noch gestern habe ich meinen Schiller verkauft.“ (86) Friedrich Meinecke hat rückblickend geradezu von der „Entartung“ des deutschen Bürgertums gesprochen, das seine eigene sittliche und geistige Herkunft verleugnet habe. Und gewiss bildeten ein übersteigerter Machtstaatsgedanke und ein aggressiver Nationalismus feste Bestandteile der politischen Kultur des Wilhelminismus. Daraus erklärt sich auch das Leiden an ihr. Ein Mann wie Theodor Mommsen ist daran fast zerbrochen: „Animal politicum“ in seinem Innersten, blieb er den bürgerlich-liberalen Idealen seiner Jugend treu und litt folglich bis zur Depression unter der politischen Wirklichkeit. In seinem politischen Testament von 1899 bekannte Mommsen: „Ich [...] wünschte ein Bürger zu sein. Das ist nicht möglich in unserer Nation, bei der der Einzelne, auch der Beste, über den Dienst im Gliede und den politischen Fetischismus nicht hinauskommt.“ Mit dem Volk, dem er angehörte, fühlte sich Mommsen innerlich entzweit. Er verfügte die Verschließung seines Nachlasses, damit seine Persönlichkeit nicht vor ein Publikum trete, „vor dem mir die Achtung fehlt“³⁰.

In dieser Kontinuität der rigorosen Diffamierung des abweichenden bürgerlichen Geistes, der sich außerhalb des nationalistischen Konsenses stellt und sich damit „selbst richtet“, liegt ein wichtiges, häufig übersehenes Element des deutschen kulturellen Sonderwegs.

III.

Aber die Frage, inwieweit der „Untertan“ als literarisches Zeugnis eines deutschen Sonderwegs gelten kann, muss noch einen Schritt weitergetrieben werden. Es genügt nämlich

²⁸ Karl Holl, Ludwig Quidde (1858–1941). Eine Biografie, Düsseldorf 2007, S. 98f.

²⁹ Gerhard Ritter an Hermann Oncken, 24. 9. 1931, zit. nach Wehler in: Kehr, Primat der Innenpolitik, S. 29.

³⁰ Theodor Mommsens politisches Testament, in: Die Wandlung 3 (1948), S. 69f.

nicht, die genannten realen Elemente der wilhelminischen politischen Kultur zu konstatieren; und es genügt auch nicht, auf ihre Abbildung in der Person des Diederich Heßling hinzuweisen. Die Bedeutung solcher Parallelen findet dort ihre Grenze, wo die historische Forschung auf die Vielschichtigkeit und Mehrdeutigkeit des kaiserlichen Deutschland hinweist. Je überzeugender dies getan wird, desto mehr erscheint der „Untertan“ als nur eine von vielen Möglichkeiten, aber keineswegs als das zwingend dominante Charakteristikum in der politischen Kultur des Kaiserreiches³¹.

Demgegenüber richtet der Roman die Aufmerksamkeit noch auf ein anderes Element in dieser politischen Kultur. Zumindest die historische Forschung hat es bislang zu wenig beachtet, obwohl sich mit ihm ein folgenreiches Spezifikum der deutschen Geschichte verbindet: Es handelt sich um eine Eigenart des wilhelminischen Deutschland, die man als Tendenz zur Selbstpersiflage begreifen kann. Sie ergibt sich aus dem überspitzt theatralischen Zug in der Darstellung und symbolischen Repräsentation des Politischen, die ein Charakteristikum der deutschen Geschichte zwischen 1890 und 1933/45 bildet. Die performativen Mittel, mit denen das wilhelminische Deutschland und sein Oberhaupt wortwörtlich in Szene gesetzt wurden – Pose und Gestus, Bild und Wort –, stammten regelmäßig aus der Requisitenkammer des politischen Theaters und folgten konkreten Regieanweisungen. Schon bei der Eröffnung des Reichstages am 25. Juni 1888, kurz nach dem Tode Kaiser Friedrichs und der Thronbesteigung des jungen Wilhelm II., wurde dieser theatralisch-inszenatorische Charakter der Politik überdeutlich. „Wenn das Deutsche Reich“, so notierte die noch trauernde Kaiserin-Mutter Victoria in ihr Tagebuch, „solche gezwungene mis en scene u. Hocus Pocus bedarf, um der Welt zu beweisen, daß es nicht aus den Fugen geht, thut es mir leid.“³²

„Majestät brauchen Sonne“ – dieser geflügelte Satz, den Peter Schamoni zum Titel seines Dokumentarfilms erhob, macht es deutlich: Stets galt es, das kaiserliche Deutschland ins rechte Licht zu rücken. Das Posenhaft-Theatralische geriet damit insgesamt zu einem gezielt eingesetzten Mittel der Politik, ob nach innen wirkend, wie bei den zahllosen, aufwendig inszenierten Kaiserparaden, oder nach außen berechnet wie bei der melodramatischen Fahrt Wilhelms II. nach Tanger im März 1905 im Zusammenhang mit der ersten Marokko-Krise.

Dreierlei langfristig wirksame Folgen verbanden sich hiermit. Erstens gewann das Schauspielerische, das Rollenspiel, ein insgesamt übermäßiges Gewicht in der politischen Kultur. Es begründete den performativen Charakter des Kaiserreiches. Damit zusammenhängend drang zweitens ein politisch-kultureller Code immer weiter hervor, der wichtige Inhalte des zugrunde liegenden Drehbuchs abbildete, nämlich Männlichkeit, Härte, Entschlusskraft, kurz: das Soldatische. Drittens trug das Rollenspiel in dem Maße die Tendenz zum Skurrilen in sich, in dem es aufgrund schlechter Schauspielerei oder szenischer Störungen stets zu entgleisen drohte. Beides zusammen, die szenische Betonung des Soldatischen und die beständige Gefahr des Entgleisens, begründete eine explosive Verbindung von Gewalt und Skurrilität. Zwischen 1890 und 1933/45 bildete sie ein Kontinuum

³¹ Siehe insbesondere Thomas Nipperdey, *War die Wilhelminische Gesellschaft eine Untertanen-Gesellschaft?*; und Ders., *Deutsche Geschichte 1866–1918*.

³² Zit. nach John C. G. Röhl, *Wilhelm II. Der Ausbau der Persönlichen Monarchie 1888–1900*, München 2001, S. 30. Vgl. hierzu auch Andreas Biefang, *Die andere Seite der Macht. Reichstag und Öffentlichkeit im „System Bismarck“ 1871–1890*, Düsseldorf 2009, S. 287–290; sowie allgemein die Beiträge in: Andreas Biefang/Michael Epkenhans/Klaus Tenfelde (Hrsg.), *Das politische Zeremoniell im Deutschen Kaiserreich 1871–1918*, Düsseldorf 2008.

der deutschen Geschichte, das zum Beispiel in Chaplins Film „Der große Diktator“ kongenial eingefangen wurde, dessen Signifikanz freilich noch näher zu erforschen wäre.

Um eine Anschauung von der damit gegebenen, stets lauernnden Gefahr der Realsatire zu gewinnen, stellt Heinrich Manns „Untertan“ eine grandiose Quelle dar. Die literaturwissenschaftliche Forschung hat schon früh darauf hingewiesen, wie intensiv, ja fasziniert sich Heinrich Mann mit dem Schauspielerischen als Möglichkeit der Machtentfaltung beschäftigt hat³³. In Bezug auf das Kaiserreich hob er vor allem die zerstörerische Kraft dieser Möglichkeit hervor. Wilhelm II., „ein Überallundnirgends im Adlerhelm“, war für ihn vor allem eine „Bühnenlarve“. Das Kaiserreich insgesamt galt ihm rückblickend wenig mehr als eine schlechte Kopie des Second Empire: Wiederholt wurde in ihm „das Kaisertum Napoleons des Dritten mit seiner blendenden Fassade, inneren Mürbheit, seiner Theaterregie, Prestigepolitik, seinem falschen Anstrich von Sozialismus auf der frechsten Kapitalorgie, seinem Militärabsolutismus in konstitutioneller Verkleidung – nur massiger hier alles und dümmer“. Der Untertan ist das Wesen, das aus diesem „Zusammenhang der Zeit und der Geschichte“ und nicht etwa aus spezifisch deutschen Eigenschaften heraus geboren wird³⁴.

Auf individualpsychologischer Ebene zeigt der „Untertan“ höchst eindrücklich, wie ein solcher geschichtlicher Zeit- und Regimezusammenhang die problematischsten Eigenschaften des Menschen nicht nur hervorlockt, sondern vor allem auch prämiert. Je länger, desto sicherer legt sich Diederich eine Rolle zu, die sein Leben und sein praktisches Handeln bis ins Detail hinein determiniert. Als „weiches Kind“ seiner selbst unsicher und ohne gewachsenen Selbstvertrauen, ist Diederich der wahren Komplexität des Lebens nicht gewachsen. Entsprechend nachhaltig, ja verzweifelt sucht er nach einer Rolle im Leben, die ihn jener Komplexität und der Möglichkeit authentischer und damit komplizierter Menschlichkeit entfliehen lässt. Die soziale und politische Machthierarchie des kaiserlichen Deutschlands und der kulturelle Code, den sie hervorbringt und der sie umgekehrt stabilisiert, offerieren Diederich eine solche Rolle. Die Entscheidung fällt in der großen Krise seines Lebens, nämlich im Liebeserlebnis mit Agnes Göppel. Hier prallt sein unverstelltes inneres Ich mit der gesuchten Fluchtrolle ebenso schmerzhaft wie unheilvoll zusammen. Denn die menschliche Komplexität dieses Liebeserlebnisses erträgt er nicht. Die Atmosphäre der authentischen Menschlichkeit im Hause Göppel meidet er zugunsten der einfachen, komplexitätsreduzierten Rolle, die er in der Neuteutonia spielen kann: Hier sieht er sich „in einen großen Kreis von Menschen versetzt, deren keiner ihm etwas tat oder etwas anderes von ihm verlangte, als daß er trinke“. Und: „Das Bier war nicht wie kokette Weiber, sondern treu und gemütlich. Beim Bier brauchte man nicht zu handeln, nichts zu wollen und zu erreichen, wie bei den Weibern.“ (31, 34)

Dementsprechend beendet Diederich die Beziehung zu Agnes, für die ihm die Selbstsicherheit fehlt. Zwar ist die Trennung auch für ihn schmerzhaft, aber bereits hier borgt ihm der Code der Machthierarchie die erforderliche Stärke und lockt ihn mit der neuen, einfacher zu spielenden Rolle. „Das wäre erledigt“, „Nun aber Schluß!“, „Mehr Haltung, mein Lieber“, „edel männliche Gesinnung“, „Pflicht“, „harte Zeit“ und „stark sein“ – das sind die Codeworte der Zeit, mit denen er sich dem Ansturm der verzweifelten Agnes und ihres Vaters erwehrt (93–99). Und am Ende empfindet er „stolze Freude, wie gut er nun

³³ Friedrich Carl Scheibe, Rolle und Wahrheit in Heinrich Manns Roman „Der Untertan“, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch, N. F., 7 (1966), S. 209–227.

³⁴ Heinrich Mann, Kaiserreich und Republik, S. 406 und S. 397f.

schon erzogen war. Die Korporation, der Waffendienst und die Luft des Imperialismus hatten ihn erzogen und tauglich gemacht.“ (100) Symbolisiert wird das ganze durch den Gang zum Hoffriseur, der ihm einen Wilhelmschen Schnurrbart macht. Auch wenn Diederich zunächst vor seinem neuen Spiegelbild erschrickt, wird er den Bart doch bis zum Ende tragen.

Nach Netzig zurückgekehrt, setzt Diederich mit steigender Virtuosität die komplexitäts-reduzierende Kraft seiner Rolle fort, indem er die Welt in Freunde und Feinde einteilt. Im Innersten weiß er, dass er eine Rolle spielt. Sie verbiegt die Wahrheit, die er nicht ertragen kann. Lügen und Intrigen gehören daher von vornherein zu diesem schlechten Schauspiel. In ihm gilt es, auf der Bühne der Netziger Kleinstadtgesellschaft die bedeutendste Rolle zu spielen, wobei stets die Gefahr besteht, dass das Schauspiel entgleist und skurril wird. Die groteske Klimax des Romans, als Diederich die lang ersehnte und lang vorbereitete Rede zur Enthüllung des Kaiserdenkmals halten darf, die ganze Festversammlung am Ende aber durch das Unwetter zerstreut wird, macht dies noch einmal deutlich. Angesichts der vielen adligen und sonstigen Ehrengäste stellt Diederich begeistert fest: „Das ist das einzige, erstklassige Theater, es ist das Höchste.“ (463) Tatsächlich enthüllt Heinrich Mann eine Wirklichkeit als künstlich und dilettantisch, in der letztlich alles im Grunde nur Theater ist³⁵.

Der „repräsentative Typus dieser Zeit“ ist daher für Wolfgang Buck, den Sohn des altliberalen Buck, niemand anderes als der Schauspieler (206). Für Diederich ist es zwar der Kaiser; aber im Kern meinen beide das Gleiche. Denn zum einen ist der Kaiser selbst der erste Schauspieler seiner Macht, wie es unter anderem die zeitgenössische und inhaltsleere Floskel von der „persönlichsten Persönlichkeit“ anzeigt; zum anderen degradiert Diederich sein eigenes Leben zur Rolle, deren Worte und Taten durch die Textur des Kaisers vorgegeben ist.

Hält man sich diesen theatralischen Zug der deutschen politischen Kultur und die ihm inhärente Tendenz zur lächerlichen Entgleisung vor Augen, stellt sich auch die alte Frage nach dem satirischen Charakter des „Untertans“ in neuem Licht dar. Tatsächlich ist der Roman keine großzügige Satire, die ein befreiendes Lachen provoziert. Vielmehr beschreibt „Der Untertan“ die Skurrilität seines Gegenstandes in einer Weise, bei der einem das Lachen buchstäblich im Halse steckenbleibt. Der Grund hierfür liegt darin, dass die beschriebene Wirklichkeit eben nicht nur satirisch überzeichnet und verfremdet wird. Vielmehr trifft die Erzählung einen realsatirischen Kern der deutschen Verhältnisse. Anders gesagt: Der „Untertan“ spitzt die ohnehin vorhandenen realsatirischen Züge der wilhelminischen Gesellschaft noch einmal mit satirischen Mitteln zu. Damit aber bleiben Roman und Autor letztlich Gefangene ihres Gegenstandes – jener spezifisch deutschen Ligatur von Skurrilität und Gewalt. Nur „harmlose Gemüter“ konnten daher, wie ein Rezensent treffend feststellte, das Buch belachen. „Ernste Menschen werden das Buch beweinen, weil ein Deutscher mit Talent es schrieb, weil es in Deutschland geschrieben werden konnte, weil es nötig war, es zu schreiben, und weil es so ganz deutsch trotz allem ist.“³⁶

BRUNNEN

³⁵ Vgl. Ulrich Weisstein, Satire und Parodie in Heinrich Manns *Der Untertan* (1973), in: Ders., Links und links gesellt sich nicht. Gesammelte Aufsätze zum Werk Heinrich Manns und Bertolt Brechts, New York u. a. 1986, S. 105–134, hier S. 112 und S. 115.

³⁶ Werner Mahrholz, Heinrich Manns „Untertan“. Bemerkungen über Talent und Menschlichkeit, in: Das literarische Echo 1918/19, zit. nach Werner (Hrsg.), Heinrich Mann, S. 101–103, hier S. 103.

Dem entsprach die Reaktion in Heinrich Manns engstem Umfeld: „Mama schrieb gequält über den ‚Unterthan‘“, notierte Thomas Mann in sein Tagebuch³⁷.

Tatsächlich birgt die Realsatire nichts eigentlich Lustiges; im Gegenteil, sie kann geradezu „bierernst“ und ihre Folgen können bitterernst sein. Insofern spiegelt „Der Untertan“ auch einen Aspekt jenes „deutschen Humors“ wider, dessen ausgrenzende, nationalistische und gewaltträchtige Züge kürzlich am Beispiel des Soldatenwitzes im Kriege demonstriert worden sind³⁸. Diese Art des Humors begegnete auch auf der politischen Bühne des Kaiserreiches. Und in dem Maße, in dem er in der theaterhaften Selbstkarikierung und -persiflage wurzelte, war diese Art des Humors grundsätzlich nicht satirefähig. Wer sie dennoch zum Gespött machte wie Heinrich Mann oder Ludwig Quidde, drohte der kulturellen Ächtung zu verfallen.

Die Revolution von 1918/19 und die Weimarer Republik nahmen den im politischen Theater des Kaiserreiches geübten Schauspielern und ihrem Publikum die Bühne weg. Die Folge war unter anderem, dass Laienschauspieler wie Adolf Hitler auftraten und sich neue Bühnen schufen. Aus ihnen ging in den dreißiger Jahren das Nürnberger Reichsparteitagsgelände als zentrale politische Bühne des Deutschen Reiches hervor. Aber auch die alten kaiserlichen Eliten schufen sich in der Weimarer Republik neue Bühnen. Deren wichtigste war seit 1925 das Reichspräsidentenamt mit dem preußischen Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg an der Spitze. Wie jüngst noch einmal eindrücklich nachgewiesen worden ist, ging von dieser Bühne und ihrem aus dem Kaiserreich stammenden Hauptdarsteller eine eminente politische, geradezu „charismatische“ Wirkung aus³⁹. Den realsatirischen, skurrilen und zugleich gewaltträchtigen Kern dieses Charismas traf indes niemand besser als Kurt Tucholsky, der Hindenburg vor dem Untersuchungsausschuss des Reichstages im November 1919 beschrieb: „Der Alte im Gehrock, der viereckige Kopf hat etwas Mongolenhaftes, aber Figur, Schnurrbart und Backenknochen –: ein Nationalheld, wie man sie auf Weißbiergläser malt.“⁴⁰

³⁷ Thomas Mann, Tagebücher 1918–1921, S. 100 (2. 12. 1918).

³⁸ Martina Kessel, Gelächter, Männlichkeit und soziale Ordnung. „Deutscher Humor“ und Krieg (1870–1918), in: Christina Lutter (Hrsg.), Kulturgeschichte. Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen, Innsbruck/München 2004, S. 229–258; Dies., Gewalt schreiben. „Deutscher Humor“ in den Weltkriegen, in: Wolfgang Hardtwig (Hrsg.), Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1900–1933, München 2007, S. 229–258.

³⁹ Wolfram Pyta, Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler, Berlin 2007.

⁴⁰ Kurt Tucholsky, Zwei Mann in Zivil (1919), in: Ders., Gesamtausgabe. Texte und Briefe, hrsg. von Antje Bonitz u. a., Bd. 3: Texte 1919, Reinbek bei Hamburg 1999, S. 415–421, hier S. 416.